

Maria und die Christen

Von Oskar Simmel, S. J., München

Vom 3. bis 5. Juni 1950 fand in der Evangelischen Akademie Tutzing eine Tagung statt, die unter dem Thema ‚Maria‘ Christen aller Konfessionen vereinigte. Wenn auch die überwiegende Zahl der Teilnehmer dem evangelisch-lutherischen Bekenntnis angehörte, so war doch auch eine Anzahl katholischer Theologen und Laien erschienen. Auch Vertreter der orthodoxen Kirche und ein solcher der altkatholischen Gemeinde fehlten nicht.

Eingeleitet wurde die Tagung durch einen Vortrag Prof. Friedrich Heilers (Marburg) über „Die Gestalt der Maria auf dem Wege der Christenheit“. Von einem so guten Kenner der altchristlichen Dogmenentwicklung war von vornherein zu erwarten, daß er der frühchristlichen Marienverehrung eine besondere Bedeutung zuschreiben würde. Mit Recht wies er aber darauf hin, daß man erst mit dem Aufkommen der christologischen Streitigkeiten im Osten von einem Bewußtwerden der Stellung Mariens im Heilsplan Gottes sprechen könne. Nizäa und Ephesus sind die großen Konzilien, die der Marienverehrung den eigentlichen Aufschwung gaben. Man dürfe freilich nicht übersehen, so meinte Heiler, daß gerade in Ephesus der Boden besonders vorbereitet war. Verehrt doch die Väter der damaligen Epheser noch die „Große Mutter“, die Artemis. Dieser Gedanke habe die Marienverehrung doch in sehr nahe Beziehung zur Mythologie gebracht, wengleich Heiler die Geschichtlichkeit der Gestalt Mariens stark betonte und den Einfluß der Mythen ausdrücklich ablehnte. Hätte er nicht vielleicht besser auf jene Tatsache hinweisen können, daß in Ephesus schon seit Pauli Zeiten eine Kirche bestand, die sich rühmen konnte, das Grab des Johannes zu besitzen, jenes Jüngers also, dem der sterbende Herr seine Mutter anvertraut hatte? War also nicht vielleicht immer schon in der Kirche zu Ephesus eine besondere Marienverehrung, die sich in bewußtem Gegensatz zur Mythologie fühlte? Ebenso wird man darin nicht mit Heiler einig sein können, daß der Einbruch des germanischen Geistes in die Kirche eine Verweltlichung des Marienbildes bedeute. „Notre-Dame“, „Unsere Liebe Frau“ hat gewiß nicht die hieratischen Züge östlicher Ikonen, aber sie ist bei aller Nähe zur Welt und zu den Menschen immer noch von göttlicher Würde gekrönt. (Das Wort hatte im Mittelalter und in der mittelalterlichen Dichtung ganz anders als heute den Klang des Hohen und Adligen.) Und bietet nicht andererseits schon das Evangelium, und gerade jenes, das von der ‚Herrlichkeit des Eingeborenen‘ spricht, einen Ansatzpunkt dieser „Verweltlichung“, wenn es von der Hochzeit von Kana erzählt, die doch wohl zuerst ein geschichtliches Ereignis einer menschlichen Hochzeit gewesen ist? Gut stellte Heiler heraus, wie erst unter dem Einfluß Calvins die Muttergottesverehrung aus dem Protestantismus geschwunden sei. Dankbar nahm man auch den Hinweis auf, daß es keinen großen Dichter gebe, der nicht auf seine Weise Maria huldigte.

Daß Heiler vom Mittelalter an auf den Glauben der katholischen Kirche nicht mehr einging, von der Reformation an überhaupt nur mehr vom Verhältnis der protestantischen Bekenntnisse zu Maria sprach, war wohl durch den nachfolgenden Vortrag von Prof. Dr. Michael Schmaus über das katholische Mariendogma bedingt. Verständlich war, und darum auch begrüßt, daß Schmaus zunächst einiges richtigstellte und in einem eigenen Vortrag weniger vom strengen Dogma als vom Bild der Muttergottes in der katholischen Kirche sprach. Überzeugend stellte er vor allem die ekklesiologische Bedeutung der Muttergottes dar. Die Stellung Mariens als Vorbild der Kirche mache überhaupt erst die katholische Marienverehrung verständlich. Alle Aussagen der Kirche über Maria, von ihrer unbefleckten Empfängnis, von der Himmelfahrt und von der Gnadenmittlerschaft, fänden hier ihre Rechtfertigung. Mariologie ist Christologie, ist Ekklesiologie. So könnte man den vor allem die evangelischen Hörer tief beeindruckenden Vortrag zusammenfassen. Freilich war der Einstieg in den Vortrag dadurch den evangelischen Christen erschwert, weil ihre Auffassung von der Kirche doch so ganz anders zu sein scheint.

Das kam dann vor allem in der Diskussion zum Vorschein, in die von katholischer Seite auch Laien eingriffen, die, es sei rühmend erwähnt, sehr sicher und geschickt und mit großem Verständnis die katholische Lehre erklärten.

Bewußt den Gegensatz zu Prof. Schmaus herausstellend, zeigte Dr. Zacharias, Pfarrer der orthodoxen Kirche in München, daß das Bild Marias in der Ostkirche nur aus der Liturgie und den Hymnen gewonnen werden könne, nicht etwa aus theologischem Denken. Alle Aussagen über Maria hätten in dieser Kirche erst Gültigkeit, wenn sie von der Liturgie ‚aufgehoben‘ seien. Wunderbare Namen wußte er zu nennen, die gewiß nicht der farbigen Sprache der Orientalen allein zu danken wären, sondern einem ganz anderen Verständnis des Bildes. In drei Gruppen lasse sich die Bildhaftigkeit der Namen erfassen: Gefäß, Wasser, Feuer. Auch er sah die abendländisch-katholische Marienfrömmigkeit als verweltlicht an. — Der katholische Theologe wird sich fragen, ob denn die Theologen in der Ostkirche wirklich so wenig zu bedeuten haben; denn er weiß doch, daß gerade sie es waren, angefangen von Cyrill von Alexandrien bis zu Johannes von Damaskus, die das römisch-katholische „Mariendogma“ weitgehend mitbestimmt haben. Ja, ohne sie wäre es völlig undenkbar.

Sehr ruhig und schlicht war die Zusammenfassung der Erklärung des Magnificats durch Luther, die Dozent Dr. Ellwein von Neudettelsau bot. Mancher der evangelischen Hörer mochte wohl erschrecken, wenn er die wundervolle Sprache Luthers über die Jungfrau hörte, wenn er vernahm, was die Muttergottes dem Reformator noch bedeutete, und was von all dem übrig geblieben ist. Der Katholik hatte keine Schwierigkeit, Luthers Erklärung anzunehmen, wenngleich einige Akzente, die der Vortragende setzte, das Gegenteil hätte vermuten lassen können. Wer jedoch die katholische Lehre wirklich kannte, hat in den Worten Luthers nur die katholische Frömmigkeit vernommen.

Neben dem Vortrag von Professor Schmaus bildete zweifellos den Höhepunkt die Darstellung des Verhältnisses von „Christus und Maria“ durch Prof. Künneth (Erlangen). Es ist vielleicht zu vermuten, daß mancher lutherische Theologe eine andere Stellung eingenommen hätte. Eines wird man Künneth nicht bestreiten können, daß er völlig sachlich und in großem Ernst die protestantische Stellung zu Maria darstellte. Daß er sich dabei im wesentlichen die These Karl Barths zu eigen machte, zeigt nur, daß dieser Theologe am folgerichtigsten und klarsten den reformatorischen Standpunkt zu zeigen vermag. Ausgehend vom biblischen Verhältnis zwischen Christus und Maria versuchte er bei der Darstellung der geschichtlichen Entwicklung nachzuweisen, daß die katholische Mariologie die Christologie aufhebe und notwendig im christlichen Raum zur Mythologie werde. Die katholische Lehre über Maria war ihm nichts anderes als theologische Spekulation, die weder Maß noch Ziel kenne. — Die Wirkung des Vortrages war wohl gerade das Gegenteil dessen, was zu erwarten war. Für die evangelischen Christen war sie einigermaßen bedrängend und bedrückend, für die Katholiken hatte sie etwas Befreiendes. Denn ihnen ist viel mehr damit gedient, die Stellung des offiziellen Protestantismus einmal zu erfahren: ist es doch viel besser zu wissen, daß man nicht einig ist und wo man nicht einig ist, als in einem Scheinfrieden den Wunschtraum einer einigen Christenheit für Wirklichkeit zu halten. Und diesen Vorzug hatte der Vortrag von Prof. Künneth zweifellos. Zugleich machte er auf seine Weise die Richtigkeit der These von Prof. Schmaus sichtbar: Mariologie ist Ekklesiologie. Die katholische Mariologie ist nur aus der katholischen Lehre über die Kirche zu verstehen. Was dem lutherischen Theologen nur menschliche Spekulation ist, erweist sich in Wirklichkeit als die Entfaltung einer Offenbarungstatsache, die dem Katholiken freilich nicht nur in der Schrift gegeben ist, sondern darüber hinaus auch in der ‚Überlieferung‘, konkret also im unfehlbaren kirchlichen Lehramt gefunden wird. Hier ist für den Katholiken die letzte Sicherheit, daß er keiner theologischen Spekulation zum Opfer fällt, sondern Richtung und Ziel seines Glaubens in unfehlbarer Gewißheit erhält.

Das Problematische einer solchen Tagung besteht natürlich darin, daß auf der einen Seite die Theologen in der scharfen Geschliffenheit der theologischen Begriffe

sprechen müssen, während auf der anderen Seite den meisten Zuhörern das Verständnis dafür abgeht. Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich aus der verschiedenen Erwartung dieser beiden Arten von Teilnehmern.

Eines hat die Tagung auf jeden Fall gezeigt: welch große Sehnsucht in weiten Kreisen des gläubigen Luthertums nach Maria herrscht. Und noch ein anderes. Die Sprache der Theologen ist in den vier Jahrhunderten heillos auseinandergelungen, und es ist fast unmöglich, sich zu verständigen. Das war den Theologen der Reformation noch möglich. Andererseits haben die modernen Theologen ihren Vätern auch etwas voraus: die Sprache des Herzens in der gegenseitigen Achtung und Anerkennung. Und die scheint nach dem Aufweis der Geschichte wichtiger zu sein. Denn die Theologen des reformatorischen Zeitalters konnten sich trotz allen Verständnisses in den theologischen Begriffen nicht mehr einigen, weil ihnen die Sprache des Herzens abhanden gekommen war. — So darf man hoffen, und wir möchten diese Hoffnung der Muttergottes anvertrauen, daß eines Tages auch wieder die Einheit in dem gefunden werde, was vorerst den einen theologische Spekulation ist, uns aber die in der Kirche wirkende „Kraft Jesu Christi“.

LITERATURBERICHT

Jesus Christus im Lichte der Evangelien und der christlichen Frömmigkeit

Von Friedrich Wulf, S. J., München

Die Gestalt Jesu Christi ist von einem solchen Reichtum und einer solchen Vielfalt, daß sich jede christliche Generation an ihr von neuem versuchen wird, ohne sie je auszuschöpfen. Zweifach sind die Quellen, aus denen das Christusverständnis immer wieder und immer reicher gespeist wird: das wachsende Schriftverständnis und die theologische Entfaltung der Offenbarungsgeheimnisse einerseits, die innere Erfahrung der betenden Seele andererseits. Beide Quellen fließen auch heute. Das zeigt ein Blick in die katholische Literatur der letzten Jahre. Sie legt Zeugnis ab von der Lebendigkeit und Fruchtbarkeit des christlichen Lebens unter uns. Nennen wir einige Bücher, die für die Frömmigkeit von Bedeutung sind.

Otto Kuss verdanken wir die Übersetzung des „Evangeliums von Jesus Christus“ von M.-J. Lagrange O.P.¹, das 1928 zum ersten Mal herauskam und

1946 im 34. Tausend erschien. Wir freuen uns, dieses Werk nun auch im Deutschen zu besitzen. Die Übersetzung ist sehr gut gelungen, die Einleitung (z. T. von Lagrange selbst) gibt einen sorgfältigen Überblick über die grundsätzlichen Schwierigkeiten eines Lebens Jesu und einer Evangelienharmonie. Das Werk selbst ist die Frucht jahrzehntelangen Forschens und zahlloser Einzelarbeiten. Es zeigt deutlich die Spuren eines Kampfes gegen eine ungläubige oder liberale Exegese, aber im Grunde geht es dem Verfasser in diesem zusammenfassenden Werk seines Lebens bei aller Wissenschaftlichkeit weniger denn je um eine bloße Apologie der in der Kirche lebendigen Christusgestalt, als vielmehr um sein eigenstes religiöses Anliegen, um die Weckung der Liebe zum Herrn. Und er weiß, daß auf keine Weise die Person des Herrn so konkret, so gegenwartsnah und so liebenswert gemacht werden kann wie durch eine allseitige Ausdeutung der Evangelien. „Die Evangelien sind das einzige Leben Jesu, das man schreiben kann. Wenn man diese rein als historische Dokumente wertet, so reichen sie

¹ M.-J. Lagrange O.P., Das Evangelium von Jesus Christus. Ins Deutsche übertragen und eingeleitet von Otto Kuss. Heidelberg, F. H. Kerle Verlag 1949, 757 S., 8^o, 15.— DM